

Werk

Titel: Anmerkungen zu den "Weissagungen des Bakis"

Autor: Ehrlich, Moriz

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1880

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0001 | log18

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



7. ANMERKUNGEN ZU DEN »WEISSAGUNGEN DES BAKIS.«

VON

MORIZ EHRLICH.

Als Goethe im Jahre 1827 aus Wien eine handschriftliche Deutung der »Weissagungen« empfing, schrieb er darüber am 4. December an Zelter: »Die deutsche Nation weiss durchaus nichts zurecht zu legen; durchaus stolpert sie über Strohhalmen. So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen, wie früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt«. Wer jedoch diesen Ausspruch so verstehen wollte, als sei jeder Versuch, die Sprüche zu deuten, unnütz und thöricht, weil sie eben des Sinnes baar und deshalb überhaupt nicht zu deuten seien, wer der Meinung wäre, ihre anscheinende Unergründlichkeit rühre nur von ihrer Grundlosigkeit her, der würde weit über's Ziel hinausschiessen. Schon im Sprachgebrauch bedeutet das Wort »Unsinn« durchaus nicht etwas ganz Sinnloses, sondern nur etwas, was man

nicht in logischer Folge ohne Rest auseinanderlegen, nicht »dem schlichten Menschenverstande aneignen« kann. »Dieser aber«, sagt Goethe unter Anderem in den Sprüchen in Prosa, IV (955)¹, »hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schliessen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache«.

Der Unsinn nun trotz den Forderungen des Menschenverstandes, dessen Denken nur schrittweise nach der engsten Form des Gesetzes von Ursache und Wirkung vor sich geht; er stellt eine Art verkehrten Sinns dar, eine Äußerung voll von Widersprüchen, die einander aufzuheben scheinen, und ist dadurch dem Traum und dem »Wahnsinn« verwandt, als welcher, nach dem einleitenden Spruch dieser Weissagungen, auch die Reden des Kalchas und der Cassandra dem schlichten Menschenverstande der Griechen erschienen.

Unsinn, Traum und Wahnsinn sind nicht bedeutungslos, aber ihre Bedeutung ist irrationell, ihre Widersprüche sind für den Verstand nicht zu vereinigen, weil ihr Zusammenhang nicht durch den Verstand nach Grund und Folge geregelt ist. Ihr Sinn ist kein objectiver, allgemein giltiger, sondern ein subjectiver, nur der verborgenen Stimmung des Redenden oder Träumenden entsprechender. Er liegt versteckt in einer persönlichen Empfindung oder Anschauung, welche nicht der Verstand in einer regelrecht zusammenhängenden Kette von Begriffen ausspricht, sondern die Phantasie sprunghaft in scheinbar zusammenhanglose Bilder umsetzt. Diese Umsetzung ist symbolischer

¹ Nach der Ausgabe G. v. Loeper's. Berlin 1870.

Art und geht nach dem geheimen Gesetze einer Analogie vor sich, wie sie manchmal zwischen Sinnesvorstellungen verschiedener Gebiete, am häufigsten zwischen manchen Begriffen des wachen Denkens und gewissen bildlichen Vorgängen des Traumes hervortritt. Das *tertium comparationis* der beiden so disparaten Aeusserungen, eines abstracten Begriffs und eines concreten Bildes, liegt in einer eigenthümlichen Erregung des centralen Sensoriums, dessen Wesen und Sitz wir nicht kennen. Diese Empfindung, welche beiden Aeusserungen zu Grunde liegt, ist an sich einheitlich; die Verschiedenheit ihrer Erscheinungen rührt nur von der Verschiedenheit der Organe her, welche sich ihrer bemächtigen und je nach dem ihnen selbst inwohnenden Gesetze der Lebensthätigkeit in die ihnen adäquate, eigenthümliche Form umwandeln.

Der ganze bildliche Vorgang eines Traumes mag noch so sehr gegen alle Gesetze der Natur und des gesunden Menschenverstandes verstossen; erinnert sich aber der Träumende nach seinem Erwachen der Empfindungen, die mit jenen Bildern verbunden waren, so glückt es ihm mitunter, diese Empfindungen auf äussere Eindrücke und ihm geläufige Vorstellungen zurückzuführen, welche unter einander in dem natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung stehen, und nun zeigt es sich, dass auch die Bilder, welche auf einem Umwege aus jenen Eindrücken hervorgegangen sind, zwar nicht unmittelbar aus einander entsprungen, aber doch durch dünne Fäden gleichsam unterirdisch zu einem zusammengehörigen Ganzen verknüpft sind. Der Sinn des Traumes liegt also nicht in dem Traume selbst, vielmehr bleibt dieser Unsinn; denn er besteht aus einer Reihe von Bildern, deren Verbindung dem Gesetz von Ursache und Wirkung widerspricht, aber jedes Bild ist nach diesem Gesetze aus einer Empfindung hervorgegangen, und die einzelnen Empfindungen wiederum

sind durch Eindrücke und Vorstellungen veranlasst, welche unter sich in natürlichem Zusammenhange stehen. In diesem Complex von Eindrücken und Vorstellungen also ist der Sinn des Unsinnns zu finden.

Dass Goethe selbst das Wort »Unsinn« nur in der hier entwickelten Bedeutung gebraucht hat, dass er damit nur solche dichterische Producte hat bezeichnen wollen, welche der »schlichte Menschenverstand sich nicht aneignen« kann, weil ihr Sinn nicht in klare Begriffe aufgelöst und durch logische Gedankenfolge verknüpft ist, sondern vielmehr ein Etwas enthält, was Phantasie und Empfindung als ein Unausgesprochenes, Halbunbewusstes mit in den Kauf geben, das geht auch daraus hervor, dass er im zwölften Buch von »Dichtung und Wahrheit« ein Gedicht »Halbunsinn« nennt, welches wol Niemand als halb sinnlos zu betrachten versucht sein wird. Es ist dies »Wanderers Sturmlied«, eine der schönsten seiner »Hymnen und Dithyramben«, in denen die Empfindung des Dichters unmittelbar aus dem Herzen hervorbricht und, durch die Eindrücke der Umgebung auf seine bewegliche Phantasie geleitet, gleichsam unter unsern Augen dichterische Gestalt gewinnt. Es ist klar, dass dort mit der Bezeichnung »Halbunsinn« nur die theilweise mangelnde Verknüpfung der sprunghaft auf einander folgenden, mannigfach wechselnden Bilder der Phantasie gemeint ist, deren Anlässe nicht in dem Gedichte selbst enthalten sind, sondern in den vom Dichter verschwiegenen äusseren Umständen und seiner leidenschaftlich erregten Seelenstimmung, unter denen das Gedicht entstanden ist, so dass auch dieses Gedicht in der That ohne Zuhilfenahme der Kenntniss jener Umstände dem »schlichten Menschenverstande« nur halb angeeignet werden kann.

Doch selbst wenn Goethe die Absicht gehabt hätte, in den »Weissagungen des Bakis« unter manchem Leicht-

fasslichen und anderem Tiefsinnigen auch einiges ganz Sinnlose zu geben, so lag es doch nicht in seiner Macht, dies Letzte hervorzubringen. Denn mehr als jeder Andere ist grade der grosse Geist den unabänderlich nothwendigen, gesetzlichen Formen seines Denkens unterworfen. Was er denken will, steht bei ihm, wie er es denkt, ist von der feststehenden Organisation seines Denkvermögens abhängig; zu sprechen aber ganz ohne zu denken, ist ihm überhaupt unmöglich. Ein harmonischer Geist, wie der Goethe's, kann trotz der grössten Anstrengung keinen ganz sinnlosen Ausspruch zu Tage fördern. Der scheinbaren Sinnlosigkeit wird immer ein versteckter Sinn zu Grunde liegen, der wenigstens in dem Geiste des Dichters eine gewisse Verknüpfung der Widersprüche darstellt; sein »Wahnsinn« wird »Methode« haben, wie der Hamlet's, grade weil es ein absichtlicher Wahnsinn ist, und weil diese absichtliche Thätigkeit nicht vor sich gehen konnte ohne die dem Dichter eigenen gesetzlichen Denkformen, oder ohne dass er sich überhaupt etwas dabei gedacht hätte.

Es wird also darauf ankommen, die Bilder der »Weissagungen« mit Hilfe der anschauenden Phantasie rückwärts in Empfindungen umzusetzen und diese wieder auf Begriffe zurückzuführen, welche dem Geiste Goethe's am meisten geläufig, ihm gleichsam immer gegenwärtig waren und in all sein Denken einflossen, wenn man den Schlüssel zu seinen Räthseln und den Sinn jener Phantasmagorieen entdecken will.

Dieser Sinn ist keineswegs immer ein sehr verborgener, vielmehr liegt er nicht selten ganz nah bei der Hand und läuft wol auch mitunter auf einen Scherz hinaus. Man muss sich daher hüten, bei der Deutung der Sprüche tiefsinniger sein zu wollen, als der Dichter selbst, oder dieselbe gar zu consequent bis in die kleinsten

Einzelheiten durchzuführen, sonst ergeben sich neue Widersprüche, und man »stolpert über Strohhalmen«.

Wenn nun Goethe in dem oben angeführten Briefe über die ihm zugesandte handschriftliche Erläuterung, deren Inhalt unbekannt geblieben ist, sich so unmuthig geäußert hat, so galt diese Ablehnung gewiss nicht der Absicht des Versuches selbst, sondern der in demselben angewandten Methode, welche vermuthlich darauf ausging, in pedantisch correcter Weise durch tiefsinnige und weithergeholte Auslegung jedem Worte des Dichters gerecht zu werden. Dass aber Goethe selbst, der es ja sonst nicht verschmähte, auf Anregung fremder Versuche zu manchen seiner dunkleren Poesien eine nachhelfende Erläuterung zu geben, (»Urworte, orphisch«. »Die Geheimnisse«. »Harzreise im Winter«) jede Aufklärung der »Weissagungen« unterliess, ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, dass er den Charakter dieser »Thorheiten«, der grade im Geheimnissvollen liegt, und ihren Zweck, den Leser »verwirrt zu machen«¹ dadurch vernichtet haben würde. Dem Leser dagegen ist es nicht zu verargen, wenn er dem Dichter auch bei diesen Thorheiten einen weisen Sinn zutraut und sich aus der ihm zugedachten Verwirrung zu lösen versucht. Mit Recht hat daher Heinrich Viehoff in den fünfziger Jahren eine Deutung der seltsamen Sprüche unternommen, und Düntzer ist ihm auf dem einmal betretenen Wege gefolgt. Die Bemühungen Beider haben viele Dunkelheiten aufgehellt, aber doch noch manche, bisher unausgefüllte Lücke gelassen. Was ich hier gebe, soll nur dazu dienen, die durch sie gewonnene Einsicht zu erweitern und zu ergänzen. —

Ein Theil der räthselhaften Sprüche nun enthält überhaupt nichts Räthselhaftes; es sind diejenigen, welche auf

¹ Brief an A. W. Schlegel vom 20. März 1800.

mannigfache Weise das Thema ausführen, dass die Weissagung bei der Menge kein Gehör findet, sondern nur Demjenigen zu Gute kommt, der selbst weise ist und sich von den Erfahrungen des täglichen Lebens belehren lässt. Solcher Art sind die Sprüche 1, 3, 15 und 16. Einige andere bieten kaum eine Schwierigkeit, so dass über sie auch Viehoff und Düntzer, einzelner Meinungsverschiedenheiten ungeachtet, in der Hauptsache einig sind. Es sind die Sprüche 17, 19, 20, 24, 25, 26, 27, 28, 31 und 32. Geringe Abweichungen von den Erläuterungen Jener, die sich auch mir wiederum aus der Betrachtung dieser Sprüche ergeben haben, will ich hier übergehen, zumal wir alle Drei Recht haben können, da es zum Wesen orakelhaften Ausdrucks gehört, vieldeutig zu sein. — 14 und 23 hat schon Viehoff endgiltig gelöst; ebenso die Reihe 5, 6, 8, 11, 12, 13, welche er, geleitet durch Riemer's Bemerkung: »Da ihre Abfassung in die Zeit der französischen Revolution fällt, so ist manches auf die Zeitgeschichte Anspielende darin«, mit den Ereignissen jener Zeit in Verbindung gebracht hat. Zu 6 sei mir eine Vermuthung erlaubt. Sollte Goethe nicht, wie so oft, auch bei diesem Spruche, trotz seiner allgemeinen Tendenz ein ganz bestimmtes Ereigniss im Auge gehabt haben? Wenigstens liegt es nicht fern, bei den Worten: »Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen«, an den Prätendenten Ludwig XVIII. zu denken, der, aus Frankreich verbannt, sich im Jahre 1799 in das ihm von Paul I. gewährte Asyl zu Mitau in Kurland zurückzog; unter der »kalten Schwelle« würde dann vielleicht dies Vorland des nordischen Reiches zu verstehen sein. In seinem Exil beschäftigte sich dieser Fürst mit stillen Studien, wenn auch nicht mit Landbau, wie es der Pentameter: »Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend um ihn!«, freilich nur als Rath, anzudeuten scheint. Auch das zweite

Distichon: »Dann verstummen die Hunde¹; es wird ein Geier² ihn wecken, Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.« wäre dann in Erfüllung gegangen; denn Ludwig wurde 1814 als König heimberufen und gab den Franzosen die Constitution, was freilich Goethe 1800 beim ersten Druck der »Weissagungen« noch nicht wissen konnte. Warum Düntzer unter »Ceres« hier »die Göttin der staatlichen Bildung« und unter dem »neuen Geschick« »die Rückkehr zur alten Thätigkeit« verstehen will, vermag ich nicht einzusehen. — In ähnlicher Weise scheint mir auch der Spruch 24 durch Napoleons gewaltsamen Siegeslauf veranlasst worden zu sein. — Es bleiben zu näherer Betrachtung noch die Sprüche 2, 4, 7, 9³, 10, 18, 21, 22, 29 und 30, deren Deutung durch Viehoff und Düntzer mir der Ergänzung und Berichtigung bedürftig erscheint. Sie bewegen sich Alle mit Ausnahme der beiden letzten um einen und denselben ideellen Mittelpunkt.

Spruch 2 lautet:

»Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest,
so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche
Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin!«

Unter dem langen und schmalen Wege verstehe ich Beobachtung und Selbstüberwindung. Je mehr man Beides übt, desto leichter schreitet man auf diesem Wege vor-

1 Die Demagogen. Vgl. Xenien 211 u. 213.

2 Nach Viehoff »Die Noth«, nach Düntzer »Die Reue des Volkes«: meiner Meinung nach »der Krieg«, der sich von Leichen nährt, wie der Geier von Aas.

3 Diesem Spruch stehe ich ebenso rathlos gegenüber wie Viehoff. Düntzer's Erklärung will mir nicht zureichend erscheinen.

wärts. Die nachfolgenden Schlangengewinde sind die bekämpften Irrthümer und Begierden (an einer andern Stelle spricht Goethe von der »schlangenknotigen Begier«). Ist man zur Erkenntniss der Wahrheit und zur Seelenruhe durchgedrungen, so werden die überwundenen Irrthümer und Leidenschaften zur freundlichen Erinnerung, die man zum Kunstwerk gestaltet als Beichte der Menschheit übergeben möge. — Viehoff bezieht den Spruch ganz allgemein auf den »Lebensweg«, Düntzer auf »die Naturwissenschaft«. Jene Deutung scheint mir zu weit, diese zu eng.

Spruch 4.

»Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt, und mit
Menschengesichte
Sich der prophetische Gast über den Spiegel bestrebt;
Lässt den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen
entfallen,
Ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich
nach.«

Wenn der sehnsüchtig ahnende Drang nach Erkenntniss sich zu menschlich klarer Anschauung der Idee über die im ewigen Fluss befindlichen Erscheinungen erhebt, dann enthüllt sich die Wahrheit und lässt den silbernen Schleier der Dichtung herniedergleiten, welcher ihm nun das fließende Leben selbst mit goldenem Schimmer verklärt. Vgl. hierzu »Sprüche in Prosa« III (214): »Wem die Natur ihr offenbares Geheimniss zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.«

Wahrheit und Natur als »offenbares Geheimniss« unter dem Bilde einer verschleierte Jungfrau und die Dichtung als ihren durchsichtigen und verschönenden Schleier aufzufassen, ist eine Goethe durchaus geläufige Anschauung. So heisst es in dem Gedichte »Zueignung«:

»Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
 Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
 Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!«

Wie denn das ganze Gedicht den schönsten Commentar zu diesem Spruche bildet. — Viehoff und Düntzer halten ein wenig zu verständig die in dem Nachen fahrende Schöne für die »Zukunft«.

Spruch 7.

»Sieben gehen verhüllt und Sieben mit offnem Gesichte.
 Jene fürchtet das Volk, fürchten die Grossen der Welt;
 Aber die Andern sind's, die Verräther, von Keinem
 erforschet;
 Denn ihr eigen Gesicht birget als Maske den Schalk.«

Viehoff hält die »Sieben Verhüllten« für »Verschwörer«, die »Sieben mit offnem Gesichte« für »Leute, die unter dem Deckmantel der Tugend selbstsüchtige Zwecke verfolgen«; Düntzer denkt an »sorgenvolle Rathgeber« und an solche, die »mit leichtfertiger Heiterkeit die Ihrigen in sorglose Ruhe wiegen«; die Zahl »Sieben« scheint ihnen bedeutungslos. Beider Erklärungen sind mehr dem »schlichten Menschenverstand«, als der Anschauungsweise des Dichters angepasst. Meiner Ueberzeugung nach handelt es sich hier um »Wahrheit« und »Irrthum«, ein Gegensatz, mit dessen Betrachtung sich Goethe während seines ganzen Lebens häufig beschäftigte, sodass nach Einfügung dieser beiden Worte, deren jedes aus sieben Buchstaben besteht (den Diphthong *ei* als *einen* Vocal gehommen), der Anfang des Spruchs lauten würde: »Wahrheit gehet verhüllt und Irrthum mit offnem Gesichte«.

Die »Wahrheit« als verhüllte Gestalt ist uns soeben in Spruch 4 begegnet. Statt aller weiteren Auslegung des Sinnes führe ich als Erläuterung zu den einzelnen Theilen des Spruches der Reihe nach parallele Aussprüche Goethe's an:

Sprüche in Prosa III (179) »Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche: damit lässt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe: danach zu forschen ist nicht Jedermann's Sache.«

II (157) »Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen suchen wir Alle nur blinzend so daran vorbeizukommen, *in Furcht sogar, uns zu verbrennen.*«

III (269) »Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, dass wir uns für beschränkt erkennen sollen; der Irrthum schmeichelt uns, wir seien auf ein- oder die andere Weise unbegrenzt.«

IV (937) »Das Wahre fördert; aus dem Irrthum *entwickelt* sich nichts, er *verwickelt* uns nur.«

V (969) »Eine falsche Lehre lässt sich nicht widerlegen; denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, dass das Falsche wahr sei.« Ferner »Analyse und Synthese« (Werke, XL S. 485): »Eine falsche Hypothese ist besser, als gar keine; aber wenn sie sich befestigt, wenn sie allgemein angenommen, zu einer Art Glaubensbekenntniss wird, *woran Niemand zweifeln, welches Niemand untersuchen darf,* dies ist eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden.«

Endlich »Vier Jahreszeiten«. Herbst 55.

»Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum;
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.«

und 56

»Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer. Aber das Irren,
Immer schadet's; wie sehr, sieht man Ende des Weg's.«¹

Spruch 10.

»Einsam schmückt sich zu Hause mit Gold und Seide
die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur Einer von
Allen

Kennt sie; es zeigt sein Aug' ihr das vollendete Bild.«

Viehoff versteht unter der »Jungfrau« »die Freiheit«, Düntzer »die Wahrheit«. Jede der beiden Deutungen enthält nur einen Theil des richtigen Sinnes. Genauer betrachtet ist es »die Idee« und ihre Erscheinung. Wiederum lässt sich der Spruch im Einzelnen am besten durch Goethe's eigene Aussprüche erläutern, die ich hier anführe: »Sprüche in Prosa« III (334) »Die Idee ist ewig und einzig; dass wir auch den Plural brauchen ist nicht wohlgethan. *Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und in sofern ist die Idee selbst ein Begriff.*« III (336) »Die Manifestation der Idee, *als des Schönen*, ist ebenso flüchtig, als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen. *Dies ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist.*« VII (566) »Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.«

V (978) » . . . Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt. . . . *Das Gesetz, das in die*

¹ Vgl. hierzu noch Spr. in Pr. I. 781 u. 782; II. 835; V. 971.

*Erscheinung tritt, in der grössten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das Objectiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjecte finden muss, von denen es aufgefasst wird.*¹ Das würdigste Subject, der »Eine, dessen Auge der Idee ihr vollendetes Bild zeigt«, ist natürlich der Dichter, der sie zum reinen Kunstwerk gestaltet.

Spruch 18.

»Sag, was zählst du? — »Ich zähle, damit ich die Zehne
begreife,
Dann ein anderes Zehn, Hundert und Tausend hernach.« —
Näher kommst du dazu, sobald du mir folgest. — »Und
wie denn?« —

Sage zur Zehne: Sei Zehn! Dann sind die Tausende dein.«

Düntzer bezieht den Spruch auf das thätige Leben, indem er ihn deutet: »Man darf nicht ängstlich alles Einzelne berechnen, sondern muss mit entschiedener Kraft handeln.« Viehoff kommt der Sache etwas näher, da er ihn »gegen überängstliche Mikrologen gerichtet« glaubt, »die Alles bis in's Kleine und Kleinste zu analysiren suchen und darüber nie zur Gewinnung des Grossen und Bedeutenden gelangen.« Mir scheint sein Sinn die Bedeutung der ideellen Anschauung gegenüber der oft überschätzten begrifflichen Analyse hervorzuheben. Zur Erläuterung meiner Ansicht diene: »Sprüche in Prosa« V (1016): »Begriff ist *Summe*, Idee *Resultat* der Erfahrung; jene zu ziehen, wird Verstand, dieses zu erfassen, Vernunft erfordert.« »Analyse und Synthese« (Werke XL, S. 485): »Die Hauptsache, woran man bei ausschliesslicher Anwendung der Analyse nicht zu denken scheint, ist, dass jede Analyse eine Synthese voraussetzt. *Ein Sandhaufen lässt sich nicht analysiren.*« »Xenien« 56: »Analytiker«.

¹ Vgl. noch III, 856 und 857.

»Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die
Häute nur abschält? —
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.« —

»Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller« S. 108
(vom 18. Juni 1826): »Die Mathematik steht ganz falsch
im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Ihre ganze
Sicherheit ist weiter nichts, als *Identität*. Zweimal zwei *ist*
nicht vier, sondern es ist eben *zweimal zwei, und das*
nennen wir abkürzend vier.«

Spruch 21.

»Blass erscheinst du mir und todt dem Auge. Wie
rufst du
Aus der innern Kraft heiliges Leben empor?
»Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest du ruhig
geniessen;
Nur der Mangel erhebt über dich selbst dich hinweg.«

Düntzer sieht hierin »die Schilderung der religiösen
Erhebung, welche den Körper des frischen Lebens beraubt,
aber die Seele beschwingt, im Gegensatz zur schwankenden
sinnlichen Liebe« des vorhergehenden Spruchs 20. Viehoff's
Vermuthung geht auf »die geheimnissvolle Wirkung der
Skulptur«. Beide streifen das Richtige von verschiedenen
Seiten, ohne es jedoch zu treffen. Meiner Meinung nach
ist es wiederum »die Idee«, welche der innern Anschauung
des Künstlers »lebles und blass«, als abstractes Lebens-
gesetz, erscheint, während sie im Leben selbst seinem
äussern Auge niemals in »vollendeter« Gestalt gegenüber-
tritt. Aber grade durch diesen »Mangel« an wirklichem
Leben erregt sie die »innere« Kraft des Dichters, der nun
der angeschauten Idee in einem Kunstwerk »heiliges Leben«
einhaucht, und durch diese dem Göttlichen sich annähernde,

schöpferische Thätigkeit »über sich selbst hinweggehoben« wird, während, wenn er die Idee »dem Auge vollendet« schon im wirklichen Leben anträfe, ihm nichts zu schaffen, sondern nur »ruhig zu geniessen« bliebe. Die zu Spruch 10 angeführten Stellen dienen zum Theil auch diesem zur Erläuterung.

Spruch 22.

»Zweimal färbt sich das Haar, zuerst aus dem Blonden
in's Braune,
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errathe das Räthsel, so ist die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, dass du die erste bezwingst.«

Wieder »die Idee als Lebensgesetz in der Erscheinung«. Wo und wann auch immer die Idee in die Erscheinung tritt, wächst dieselbe nach einem unwandelbaren Naturgesetz, wie die Bewegung des Pendels, bis zu einem gewissen Höhepunkte an, um dann nach demselben Gesetz allmählig wieder abzunehmen. Wohin die schwindende Kraft fliesst, eben daher quillt sie auch, so dass aus dem Tode sich das Leben erklärt. In den »Sprüchen in Prosa« V (978) heisst es: »Beispiel von der Rose«. »In den Blüten tritt das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung, und die Rose wäre nur wieder der Gipfel dieser Erscheinung. Perikarprien können noch schön sein. Die Frucht kann nie schön sein; denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich (in's blosse Gesetz) zurück,« und unmittelbar darauf 979: »Schönheit der Jugend aus Obigem abzuleiten. Alter stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. Inwiefern das Alternde schön genannt werden kann.« Nämlich insofern es ebenfalls die Erscheinung des Gesetzes, nur in seiner Abnahme, wie die Jugend in seiner

Zunahme, darstellt und dadurch erst die Idee zur Vollständigkeit ihrer Erscheinung ergänzt. Daher in dem Spruch der Ausdruck »silbergediegen«.

Viehoff sowohl als Düntzer geben nur unbestimmte Hinweise, die nichts erklären. Jener sagt, »die zweimalige Umwandlung der Haarfarbe solle wohl sinnbildlich auf zwei Hauptveränderungsepochen im Innern des Menschen hindeuten«; dieser meint nur, »der Spruch beziehe sich auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse«.

Es bleiben nur noch Spruch 29 und 30.

»Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fusse;
Auf die Scheitel gestellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und fest bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.«

»Dieses ist es, das Hochste, zu gleicher Zeit das Gemeinste;
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen genieße du das und koste nicht tiefer!
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.«

Schon Viehoff hat erkannt, dass die beiden Sprüche zusammengehören, giebt aber nichts weniger als eine Erklärung. Düntzer begnügt sich mit dem Wink: »*Freiheit* wird so leicht zur Frechheit und Willkür, *Liebe* zur Eifersucht; man muss sich vor leidenschaftlicher Ueberspannung auch bei diesen höchsten Gütern hüten.« Er scheint also anzunehmen, dass in den beiden Distichen des 29. Spruches zwei verschiedene Dinge gemeint seien, während sie doch augenscheinlich beide sich auf ein und dasselbe Ding beziehen. Auch was ich gebe, ist nur eine Vermuthung, zu deren Gunsten ich vorläufig keine Parallelstellen anzu-

führen weiss. Das Ganze scheint mir ein Scherz, auf dessen Fassung Goethe's Spruch (Zahme Xenien III, 1) passen würde:

»Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade!
Des Propheten tiefstes Wort,
Oft ist's nur Charade.«

Ich vermuthe als Lösung des Räthsels 29 das Wort »Pantoffel« in seiner eigentlichen und sinnbildlichen Bedeutung. Ein zierlicher Pantoffel am Fusse (»zu Fusse«) einer schönen Frau wird »verehrt, ja angebetet«, indem man vor ihm auf den Knien liegt; wogegen unter dem Pantoffel zu stehen (»auf die Scheitel gestellt«) »von Jedem verflucht« wird. Der Pantoffel der Geliebten wird mit »zufriedener Lippe« geküsst, aber das Pantoffelregiment einer Maitresse ist der »Abscheu der Welt«.

In Spruch 30 wird das Sinnbild des vorigen Räthsels durch ein neues Räthsel in seine Bedeutung »Frauengunst« im edlen und gemeinen Sinne aufgelöst. Wie hoch Goethe Frauengunst geschätzt hat, würde, wenn es nicht sonst sattsam bekannt wäre, aus der Stelle in Tasso III, 4 hervorgehen:

»Jedoch es ist ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein anderer, den man mit dem Höchstverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird.
Und fragst du mich nach diesen beiden Schätzen:
Der Lorbeer ist es und *die Gunst der Frauen.*«

Als Beleg zu Goethe's Sinnesweise nach der andern Seite ist mir nur zur Hand »Sprüche in Prosa« III (315): »Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken«;

doch zweifle ich nicht daran, dass sich genauer einschlagende Worte auffinden lassen.

Wollte nun Jemand fragen, ob mit Hilfe aller Erläuterungen aus den »Weissagungen des Bakis« für die poetische Empfindung oder philosophische Lebensanschauung ein erklecklicher Gewinn zu ziehen sei, so müsste man ihm mit einem ehrlichen »Nein« antworten, es sei denn, dass man schon das als Gewinn betrachtet, einen so grossen und vielseitigen Geist auch einmal über der spielenden Thätigkeit seiner Phantasie belauscht zu haben. Denen aber, welche es beklagen möchten, dass es dem Dichter mitunter gefallen hat, statt klarer Lebensweisheit geheimnissvolle Anspielungen auszusprechen, deren Sinn trotz aller darauf verwandten Mühe für den Verstand nicht ganz aufzuhellen ist, bleibt nichts übrig, als sich bei der Antwort zu beruhigen, die Goethe selbst in den »Zahmen Xenien« II, 21 (»Mit Bakis' Weissagungen vermischt«) giebt:

»Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft in's Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn.«
Deshalb thu' ich Busse!
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.»

